Phase 4: Performance

Gerade die Taten von Serienmördern sind vor allem durchdrungen und werden geprägt von einem unbedingten Vernichtungswillen. Die erstmalige Tötungshandlung wird dabei von einer Vielzahl von Tätern als zwanghaft erlebt oder wenigstens entsprechend beschrieben. So erklärte beispielsweise der dreifache Frauenmörder Martin G. seinen Drang, Frauen zu erwürgen so: „Das Verlangen, zu würgen, habe ich als absoluten Zwang erlebt. Ich habe vorher gar nicht daran gedacht, aber wenn ich dieses Kribbeln gespürt habe, konnte ich mich nicht dagegen wehren. Ich musste einfach zudrücken. Rational habe ich das gar nicht gewollt. Das ist mir auch nicht egal gewesen. Ich wusste ja, welche Konsequenzen das haben würde. Aber dieser Drang hat es leichter gemacht. Ich weiß auch gar nicht mehr so genau, ob ich mich überhaupt dagegen gewehrt habe."

Im Wortsinne skrupellos und mit leichter Hand, manchmal sogar mit Vergnügen morden all jene Täter, denen es an Empathie mangelt. Täter, die nicht Anteil nehmen können, sind auch für die körperlichen und seelischen Leiden ihrer Opfer nicht empfänglich. Sie sind in diesem Sinne gefühlstaub, für sie existiert kein Tötungstabu, Opfer sind lediglich verfügbar und verletzbar. Ebenso charakteristisch sind in solchen Fällen fehlende Scham und Reue.

Insbesondere Sadisten stehen den Leiden der Opfer jedoch keineswegs gleichgültig gegenüber, vielmehr registrieren sie jede Regung und reagieren darauf. Nur provozieren die Qualen bei ihnen kein Mitleid, sondern genau das Gegenteil: Hochgefühle von Macht, Überlegenheit und Unbesiegbarkeit.

Schwer oder gar nicht beherrschbare Erregungszustände und fehlendes Mitgefühl lassen zumindest die psychische Dynamik eines Tötungsakts plausibel erscheinen. Anders liegen die Dinge bei solchen Morden, die rahmengebunden sind. Diese Taten bahnen sich im Rahmen eines bestimmten sozialen Kontextes an, und die Tötungshandlungen wiederum sind zwingend gebunden an dieses Setting. Mit anderen Worten: Dem Täter ist es nur unter *diesen* Bedingungen möglich, seine Tötungshemmung zu überwinden.

Serielle Patiententötungen passieren ganz überwiegend rahmengebunden. Die medizinische Profession hat mehr Serienmörder hervorgebracht als jede andere Berufsgruppe. Auch die durchschnittliche Opferzahl der Totmacher in Weiß unterstreicht ihre regelmäßig unterschätzte Gefährlichkeit: Zwölf Menschen bringen sie zu Tode, bevor sie endlich überführt werden.

Die meisten Ärzte und Pfleger wären (höchstwahrscheinlich) nicht zu Tätern geworden, hätten sie diesen Beruf nicht ergriffen. Ein gewichtiges Argument für diese These: Es gibt

kein klares Krankheitsbild, fast alle *Todesengel* sind uneingeschränkt schuldfähig. Und vor ihren Taten leben sie überwiegend so unauffällig, als hätte es sie gar nicht gegeben.
Es sind in erster Linie die beachtlichen psychischen und physischen Belastungen am Arbeitsplatz, die den Tätern zu schaffen machen und den Weg bereiten.

Neben den generellen Anforderungen des Arzt- oder Pflegeberufs belasten die Täter vor allem aber Kommunikations- und Kooperationsprobleme am Arbeitsplatz, die zu besonderen Belastungssituationen führen. So war es auch bei Wolfgang L., der 1990 in einem Gütersloher Krankenhaus mindestens acht Frauen und zwei Männer durch Luftinjektionen tötete. „Ich wurde halt zu Leuten eher hingeschickt, die im Sterben lagen, weil ich der einzige Mann in der Schicht war, weil das eben auch eine körperlich sehr schwere Pflege war. Dann wurde ich da reingeschickt: Mach' das mal. Du kannst das schon."
Der damals 34-Jährige war der einzige Mann in einem Team von Schwestern, dazu unbeliebt. Er versuchte sein eigenes Leiden zu beseitigen, indem er den Verursacher des Leidens beseitigte: „Die Menschen taten mir sehr leid. Es waren eigentlich keine Motive, ich hatte keinen Grund, diese Menschen zu töten. Ich bin nie in ein Zimmer reingegangen mit dem Ziel: dieser Mensch stirbt. Niemals. Ich habe mir jedesmal vorgenommen: das war das letzte Mal, das passiert nicht wieder. Aber es lief dann immer völlig automatisiert ab."
Es gibt offenbar Menschen, die für andere *nur* dann zu einer tödlichen Gefahr werden, wenn sie einen für sie falschen Beruf ergreifen und Verhältnisse vorfinden, die sie seelisch überfordern. Und wenn dann niemand da ist, der den Helfern hilft oder sie sich nicht helfen lassen wollen, können die Dinge aus dem Gleis geraten.
Ähnlich wie Patiententötungen sind auch serielle Beziehungsmorde rahmengebunden. Fast immer sind es Frauen, die sich in einer Sackgassensituation wähnen, keinen Ausweg mehr sehen und ihre Widersacher heimtückisch töten.
Von den äußeren Umständen wesentlich mitbestimmt und getragen werden auch Serienmorde, die uns nicht nur besonders verwerflich, sondern überdies vollkommen unverständlich erscheinen: die Tötung von Neugeborenen. Die Vorstellung, dass auch Mütter hochgefährlich sein können, widerspricht unserem Lebensinteresse, unserer Lebenserfahrung. Und das macht es doppelt schwer, Erklärungen und Einsichten gelten zu lassen. Denn wer so etwas tut, wer sich an den eigenen Babys vergreift, der gehört nicht in diese Welt, der soll verdammt sein. So denken viele Menschen.
Sabine H. hat es getan. Anfang August 2005 ging eine kollektive Erschütterung durch diese Republik, als alles herauskam. Denn solch ein Verbrechen wie das in Frankfurt an der Oder hatte es in der deutschen Kriminalgeschichte noch nicht gegeben – *neun* tote Babys. Neunmal

hatte eine Mutter das eigene Kind kurz nach der Geburt getötet, zwei Jungen und sieben Mädchen, erstmals 1988, letztmals im Jahre 1998. Die Leichen lagen in vier Eimern, einem Wäschekorb sowie in einem Aquarium und einer Kinderbadewanne, verstaut in Einkaufstüten, Stoffbeuteln, Müllsäcken, einem Mantel. Zufällig waren Verwandte in einer Garage hinter dem Elternhaus von Sabine H. auf die sterblichen Überreste der Opfer gestoßen. Nicht nur die Bewohner des beschaulichen Brieskow-Finkenheerd in Brandenburg waren entsetzt, die Zahl Neun machte aus diesem Fall ein maßstabsloses Verbrechen.

Erklärungen konnte man nicht finden, dafür aber flugs einen Namen: *Todesmutter*.

Im Fachjargon bezeichnet man die Tötung des eigenen Kindes innerhalb der ersten 24 Stunden nach der Geburt als *Neonatizid*. Diese Verbrechen werden Untersuchungen zufolge meist von Frauen begangen, bei denen eine erhebliche Persönlichkeitsproblematik besteht, etwa fehlende Reife oder mangelnde Bewältigungsmechanismen. Die Schwangerschaft wird geheim gehalten, aber auch vor sich selbst geleugnet. Die Mütter kommen aus allen sozialen Schichten, haben aber eins gemein: Sie fühlen sich mit der Schwangerschaft allein gelassen. Die spätere Tötungshandlung ist eingebettet in eine extreme Stresssituation, denn die meisten Täterinnen werden infolge der vollkommen verdrängten Schwangerschaft von der Geburt regelrecht überrascht. Und weil es keine Schwangerschaft geben darf, können sich keine Muttergefühle entwickeln, der Säugling wird konsequent abgelehnt – mit tödlichen Konsequenzen.

Ungeachtet dessen sind die Ursachen für derart schauderhafte Verbrechen nicht nur in einer Pathologie der Täterinnen zu suchen. Erst das Zusammentreffen *mehrerer* Faktoren kann ein solches Drama in Gang setzen. Beachtlich erscheinen ebenso die sozialen Bezüge, in denen die werdenden Mütter leben. Schließlich muss der Krisenfall Schwangerschaft gerade vor dem sozialen Umfeld verheimlicht werden. Auch hier wird eine soziale Rahmenbedingung gesetzt, ohne die solche Verbrechen gar nicht passieren können. Hätte Sabine H. einen anderen Mann geheiratet, hätte sie andere Schwiegereltern gehabt, hätte sei einen Arzt aufgesucht, hätte sie sich jemandem anvertrauen dürfen, vermutlich hätte es überhaupt keine toten Babys gegeben.

Auch dieser Fall macht deutlich, dass das erstmalige Überwinden der Tötungshemmung bei Serienverbrechern nicht ausschließlich gekoppelt ist an extreme Erregungszustände oder krankhaftes Kalkül, sondern auch an brisante Belastungssituationen, die die Täter überfordern. In jeder Hinsicht.

Die *Performance* wird geprägt von der Präsentation der Tat durch den Täter. Er agiert und hinterlässt dabei unterschiedliche Spuren und Spurenbilder, die seine Vorgehensweise

abbilden – den *Modus operandi*. Dieser Fachbegriff findet in der Kriminalistik immer dann Anwendung, wenn bestimmte Verhaltensweisen, ein charakteristisches Tatmuster des Verbrechens beschrieben werden sollen. Grundsätzlich kann man zwei Typen von Serienmördern unterscheiden: jene, die konkret planen, sich vorbereiten, organisiert und strategisch agieren, und solche, die sich spontan zu einem Verbrechen animieren oder hinreißen lassen.

Besonders ausgeklügelte Vorgehensweisen sind allerdings eher die Ausnahme. Überraschenderweise planen die meisten Serienmörder ihre Taten nicht akribisch, es wird vielmehr ein grober Rahmen gesteckt, sie bevorzugen lediglich bestimmte Regionen oder Stadtgebiete und suchen dort nach Tatgelegenheiten. Detlef W., ein zweifacher Frauenmörder, erklärte beispielsweise in diesem Zusammenhang: „Es sollten einsame Waldgebiete sein, die ich kannte, wo ich eine ungestörte Tatausführung hatte. Das Jagdmesser hatte ich immer am Mann. Wann und wo es passierte, war mir dann ziemlich egal."

Auch das Opferprofil ist meistens nicht auf individuelle Eigenschaften zugeschnitten, sondern wird von Vorzügen dominiert, die auf viele Menschen zutreffen. Detlef W.: „Attraktivität und allgemeines Erscheinungsbild spielten schon eine Rolle. Mädchen und Omas habe ich nicht genommen, weil zu jung oder zu alt." Häufig attackieren Serienmörder Opfer, die ihnen geistig oder körperlich unterlegen sind. Peter F., der am Niederrhein in den 90er Jahren zwei Mädchen erstach, sagte dazu: „Es mussten Kinder sein, weil die sich nicht wehren können. An Frauen habe ich mich nicht herangetraut, das wäre mir zu riskant gewesen."

In seltenen Fällen schrecken die Täter jedoch vor der Verwirklichung ihrer betörenden Vorstellungen zurück – zumindest bei der ersten Tat. Sie lassen sich von der mitunter schwer beherrschbaren Dynamik und unvermittelt durchbrechenden Tragik eines solchen Tötungsgeschehens beeindrucken, oder sie sind noch nicht selbstbewusst und routiniert genug, um die sich bietende Gelegenheit der Selbstdarstellung zu nutzen, sie trauen sich einfach nicht. So erging es auch dem Bremer Prostituiertenmörder Gerhard Sch., als er sein erstes Opfer tötete. „Schon da habe ich die Vorstellung gehabt, die Frau zu quälen, ihr die Brustwarzen abzuschneiden", erklärte er dem Gerichtsgutachter, „ich habe aber nichts getan, sondern mich nach der Tat nur darüber geärgert und damals schon den Gedanken gehabt, dies beim zweiten Mal nachzuholen." Genau das tat er dann auch.

Die erste Tat gleicht einem Befreiungsschlag, der Täter ist nicht länger Sklave seiner gesellschaftlichen Frigidität, seiner emotionalen Verklemmung. Er hat etwas vollbracht. Endlich. Von dem Augenblick an, wo er über Leben und Tod entscheidet, schlüpft er in eine neue Rolle: Mörder. Auch wenn der Verbrecher nur Bestialität und Tod zu bieten hat,

katapultiert er sich schlagartig in den Fokus des allgemeinen Interesses. Nun hat auch er eine Identität. Man *muss* von ihm Notiz nehmen.

Viele Täter identifizieren sich mit der Rolle des Verbrechers, Gewalt und Grausamkeit verschmelzen zu einem neuen Persönlichkeitsprofil. Der Versager ist tot, es lebe der Mörder! Endlich gelingt es, eine Position einzunehmen, die *andere* verstört und Angst einflößt. Die unbarmherzige Tat schmückt den Verbrecher.

Die erste Tat eines Serienmörders schafft nicht nur eine personale oder soziale Identität, sondern stabilisiert auch die brüchige Persönlichkeit. Und dabei spielt es keine Rolle, ob der Nutzen sexueller, emotionaler, sozialer oder finanzieller Natur ist. Allerdings ist dieser Profit im Wesentlichen begrenzt auf den Moment der Tat, in manchen Fällen wirkt er noch nach, vielleicht einige Tage, manchmal auch Wochen oder Monate. Doch der positive Effekt kann die nach wie vor nachhaltig krankende Lebenssituation des Täters nur lindern, nicht aber kurieren. Und gerade hierin offenbart sich die Widersprüchlichkeit des Verbrechens: Die gewonnene Identität bleibt nutzlos, weil es in der sozialen Realität keinen positiven Widerhall geben kann, und die mühsam gewonnene Stabilität erweist sich als Muster ohne Wert, sie zerbröselt im neu aufflammenden Abwehrkampf mit überwunden geglaubten Problemen und Entbehrungen.

Phase 5: Reflexion

Im Zuge der *Reflexion* treten die Täter nicht in Aktion, sie setzen sich mit ihrer Tat und den sich hieraus ergebenden Folgen und Konsequenzen auseinander. In den seltensten Fällen entspricht das Ergebnis tatsächlich den hochgesteckten Erwartungen. Dafür gibt es eine Vielzahl von Gründen: Das Opfer ließ sich nicht kontrollieren oder manipulieren, die Beute fiel zu gering aus, die phantastischen Vorstellungen erwiesen sich als nicht realisierbar, der ausgewählte Tatort bot nicht die erforderliche Sicherheit, die Tat musste notgedrungen unvollendet bleiben, innere und äußere Dynamik eines solchen Tatgeschehens wurden unterschätzt, es mangelte (noch) an Kaltblütigkeit und Durchsetzungsvermögen, die mitgeführten Tatmittel oder Waffen erwiesen sich als unbrauchbar, die ursprünglich favorisierte Tötungsmethode führte nicht zum Erfolg, die Tötung des Opfers misslang oder erforderte erhebliche physische und psychische Anstrengungen, das Opfer konnte nicht wie geplant beseitigt oder versteckt werden, Beweismittel wurden am Tatort vergessen oder verloren oder ein unbeobachteter Rückzug war nicht möglich. Die erste Tat ist deshalb häufig noch gebremst, die Vorgehensweise nicht ausgereift, schwach strukturiert, nicht konsequent

durchdacht oder weniger grausam. Diese zwiespältigen Erfahrungen machen den Tätern zu schaffen. Sie stellen sich abermals infrage.

Allerdings sind dies nur störende Nebeneffekte. Bewusstseinsdominant und verhaltensbestimmend sind zwei andere Aspekte. Zunächst die Widersprüchlichkeit des Erlebten: Einerseits verleiht die Tat dem Täter Autonomie und Autorität, andererseits bewertet er das eigene Verhalten auch als abgründig und abstoßend. „Jetzt gab es kein Halten mehr“, erklärte der *Rhein-Ruhr-Ripper* Frank G. nach seiner Festnahme im November 1999 den Ermittlern. „Ich wusste, ich hatte eine Schwelle überschritten und würde es wieder tun. Es war eine zwiespältige Stimmung zwischen einem Hochgefühl und abgrundtiefem Selbsthass.“ Gefühle der Erleichterung oder Begeisterung über das Vollbrachte ringen mit Betroffenheit, Schockierung und Verängstigung. Diese sich belauernden und überlagernden Empfindungen werden getragen von der zugleich imponierenden und grüblerischen Reflexion der eigenen Abnormität und Gefährlichkeit und zwingen den Täter vorerst zur Untätigkeit.

Schließlich irritiert und verunsichert den Täter das aus dem Tabubruch erwachsende Gefühl der allgegenwärtigen Bedrohung: die existenzielle Angst, dass alles herauskommt, dass alles ein Ende hat. So empfand auch der NVA-Soldat Mario St. zu Beginn seiner Mörder-Karriere: „Ich hatte doch sehr starke Ängste, dass sie mich einsperren würden. Aber gerade nach den ersten beiden Straftaten hat es mich auch ein bisschen enttäuscht, dass niemand gekommen ist, der mich verhaften wollte, dass sie nicht reagiert haben, dass einfach nichts passiert ist. Da habe ich mir auch Gedanken gemacht, welche Möglichkeiten die haben, auf mich zu kommen. Und eigentlich hatten sie ja keine, es gab keine Verbindungen zu den Opfern. Und wenn sie haufenweise Spuren haben, konnten sie mir nichts wollen, weil ich ja nirgendwo registriert war.“

Die oben beschriebenen psychologischen Mechanismen greifen indes nicht bei solchen Tätern, die dranghaft und impulsiv getötet haben und ihre eigene Verantwortung konsequent ablehnen. Die Tat wird nicht der eigenen Persönlichkeit und Verantwortung zugerechnet, sondern als fremdartig zurückgewiesen und abgespalten.

Unabhängig davon, wie die Bewertung oder Einordnung der Tat erfolgt, wird danach in der Regel in eine Phase der inneren wie äußeren Zurücknahme eingetreten. Die Täter zehren vom Ertrag ihrer Tat. Dieser Prozess vollzieht sich auf ganz unterschiedliche Weise. Sadistische Mörder rufen sich ihre Tat ins Gedächtnis und durchleben sie ein weiteres Mal. Mario St. sagte dazu: „Es war eine Art Auswertung im Prinzip. Die Bilder danach waren eine Auswertung nach dem, was es im Prinzip gebracht hat, wie schön es war.“ Dieses Rekapitulieren genügt zunächst, weil der Reiz des gedanklichen Nacherlebens dem realen

Nervenkitzel sehr nahe kommt. Der Täter ahmt sich nach, er reproduziert sich. Und er braucht dabei keine Angst zu haben, dass etwas schief gehen oder er erwischt werden könnte – eine nahezu perfekte Imitation, die vorerst vollends befriedigen kann.

Unabhängig davon, wie die Täter auf die erste Tat reagieren oder sie verarbeiten, identifizieren sie sich im Laufe der Zeit mit dem Geschehenen. Genauer gesagt: Nicht die Tat selber fasziniert, sondern die Möglichkeiten, die sich aus ihr ergeben. Diese Gedankenspiele drängen sich immer dann auf, wenn die Erinnerung an die Tat verblasst und damit für den Täter wertlos wird. Genau zu diesem Zeitpunkt wird den Tätern allmählich bewusst, dass der Genuss nicht von Dauer ist: Das gedankliche Nacherleben der Tat verliert seinen Reiz, wie ein Thriller, den man schon einmal gesehen hat; das geraubte Geld ist aufgebraucht, neue finanzielle Engpässe tun sich auf; einmal abreagierte Aggressionen formieren sich erneut; an die Stelle des ersten Opfers tritt ein anderer Mensch, der Probleme bereitet; der Drang, sich abermals eines Opfers zu bemächtigen, macht sich wieder bemerkbar. Allerdings verliert diese ernüchternde, manchmal auch frustrierende Erfahrung schnell ihre Bedrohlichkeit, da die Täter etwas Fundamentales gelernt haben: *Alles* ist möglich – wenn sie nur *wollen*.

Eine erneute Tatbereitschaft kann sich also nur deshalb ihren Weg bahnen, weil die zu den Gewaltakten führende psychische, sexuelle, emotionale, finanzielle, soziale oder berufliche Grundproblematik nur vorübergehend gemildert wird und letztlich ungelöst bleibt, aber endlich Mittel und Methoden gefunden worden sind, diesem Manko abzuhelfen. Die Matrix erneut aufflammender mörderischer Absichten wird bestimmt von drei Komponenten, die situativen, psychopathologischen oder rationalen Ursprungs sind:

<u>Wiederholungsreiz:</u> In einigen Fällen resultiert ein neuer Tatentschluss nicht aus einer besonderen emotionalen Gestimmtheit oder einem sich immer mehr aufdrängenden Bedürfnis, sondern einer Situation, einer Begebenheit, die den Täter spontan inspiriert oder animiert. Die Täter manövrieren sich und ihre Opfer nicht von langer Hand geplant in eine bestimmte Lage, um eine neue Tat zu begehen, sie geraten vielmehr in Situationen, die sie stimulieren und latente Bedürfnisse wachrufen, von denen sie unterdessen wissen, dass sie auch befriedigt werden können. Erst dann werden diese Mörder wieder aktiv. Ähnlich liegen die Dinge bei aggressionsgeleiteten Tätern, die abermals mit konfliktbesetzten Situationen konfrontiert werden. Erst im Zuge dieser krisenhaften geistigen Auseinandersetzung wird ein unterschwellig bereitliegendes Aggressionspozential aktualisiert, das durch die Tat entladen werden soll. Auch hier wird auf einen bestimmten, von außen herangetragenen Reiz unmittelbar reagiert, der den Täter mobilisiert und zum Motor seines verbrecherischen Handelns wird.

Wiederholungsdrang: Insbesondere eine Vielzahl von Serien-Sexualmördern reklamiert für sich, generell von einem Tat- bzw. Tötungsdrang beseelt gewesen zu sein. „Als ob einer hinter mir gestanden ist. Es kam immer plötzlich“, erklärte der Gelegenheitsarbeiter Josef L. nach seiner Festnahme im Februar 1968 der Kripo. „Ich werde von diesem Drang geschoben, ohne mich dagegen wehren zu können, als ob einer in mir drinsitzt, nicht, dass einer mit mir spricht, aber so, als ob er mich zwingt, als ob er meine Arme und Beine bewegt.“

Die Täter reagieren auf ein bestimmtes psycho-sexuelles Stimulans, das sich zunächst überwiegend körperlich bemerkbar macht. Während die Ursache in den meisten Fällen gefunden oder näher eingegrenzt werden kann, bleiben die auslösenden Faktoren unverständlich und undurchschaubar. Vermutlich greifen hier tiefenpsychologische Mechanismen, die von den Tätern nicht gesteuert werden können und zunächst über eine physische Reaktion ins Bewusstsein transformiert werden.

Wiederholungszwang: Dieser Tätertyp wähnt sich gefangen in einem Netz aus eigenen Wünschen, fremden Erwartungen und Fragmenten dessen, was man Gewissen nennt. Es geht um Zwänge und um Freiheit und um die Frage, ob der Mensch einen freien Willen haben kann oder ob er in seinem Verhalten durch bestimmte Lebenssachverhalte zwanghaft gebunden ist. Im Gegensatz zu anderen Tätern drohen hier tatsächlich Verluste oder Sanktionen, die über die Gefühlsebene hinausgehen und eine faktische Bedrohung darstellen. Ihre Lebenssituation spitzt sich nach der ersten Tat erneut zu. Das Universum der Täter erscheint in zwei Gegensätzen: Ich und Welt. In erster Linie geht es den Tätern darum, diesen Gegensatz zu überwinden und Dinge zu vermeiden, die sie bedrohen oder lähmen. Ansätze von Chaos, Willkür und Fremdbestimmtheit sollen in einer radikalen Ordnung gebunden und gebändigt werden. Die hierauf abzielenden mörderischen Absichten können sich jedoch nur deshalb durchsetzen, weil der erste Tabubruch die Täter von der Verantwortung für andere und vor den anderen befreit hat. Gleichwohl bleiben sie in ihren Entscheidungen und in ihrem Handeln unfrei. Denn ihr Vermeidungsverhalten wird geprägt und beherrscht von bestimmten Lebenssachverhalten, auf die sie erst Einfluss nehmen wollen.

Phase 6: Remake

In jedem Serienmörder existiert etwas, das sich seinem mentalen Einfluss entzieht, seiner Menschlichkeit widersetzt, sich quer zu ihr stellt, sie blockiert, ausblendet – etwas läuft ohne ihn weiter. Die Matrix der verbrecherischen Lebensführung ist die unterschwellige oder offenkundige Lust am erneuten Tabubruch. Wer erst einmal auf *diese* Weise zum Mörder geworden ist, der will nicht mehr anders, der kann nicht mehr anders, der wird nicht mehr

anders sein. „Ich wünschte, ich hätte aufhören können, aber ich konnte nicht“, beschrieb der britische Serienmörder Dennis Nilsen die morbide Faszination an der eigenen Abnormität. „Ich hatte weder einen anderen Nervenkitzel, noch eine andere Art von Glück.“

Diese Phase des *Serienmörder-Prinzips* wird geprägt von der Anbahnung einer neuen Tat und ihrer Vollendung. Der Täter kann nicht einfach nur sein, er muss werden, sich beweisen, vollziehen, sich wieder finden. Seine Existenz ist gekoppelt an den sich fortwährend wiederholenden Akt der Selbstwahl: Entweder ich leide – oder jemand anders. Und die sich hieraus ergebende Konsequenz ist immer mörderisch: Dein Leben für meins. Ich töte dich, damit ich leben kann.

Diese Entscheidung fällt umso leichter, da die Hemmschwelle, nicht zu töten, bereits einmal überwunden worden ist. Das Grauen hat seinen lähmenden Schrecken weitestgehend verloren. „Und wenn man diesen Punkt einmal überschritten hat, ist die nächste Schwelle um einiges niedriger, bis sie irgendwann vollkommen weg ist.“ So empfand nicht nur der Krankenpfleger Wolfgang L., als er in den Wintermonaten des Jahres 1990 in einem Gütersloher Krankenhaus einem Patienten nach dem anderen Luft in die Venen spritzte.

Die ursprüngliche Grenzüberschreitung ist nun ein Markstein, ein Wegweiser. „Der erste Mord verpflichtet.“ So bündig und zutreffend beschrieb einmal der fünffache Hamburger Raubmörder Vacislav C. die sich aus dem ersten Mord für viele Täter ableitende Folge. Es gibt kein Zurück mehr. Es soll weitergehen. Manchmal muss es auch weitergehen. Denn der lockende Drang, sich gewaltsam Gehör und Geltung zu verschaffen, verschwindet nicht einfach und löst sich auf wie eine Brausetablette im Wasser. Es bleibt immer etwas zurück – der seelische Bodensatz, das Unbegreifliche, das Unbewältigte.

„Da ist ein guter, lieber, hilfsbereiter Manfred. Dann ist da aber auch etwas Böses. Diese beiden Manfreds kämpfen miteinander. Da ist eine Unruhe, die ich nicht in den Griff bekomme. Es ist wie eine Welle, die unrund läuft.“ Manfred G. war stark gehemmt, wenig selbstbewusst, emotional verschlossen, weitestgehend beziehungslos. Der gelernte Bürokaufmann litt unter gravierenden Kontaktproblemen, vor allem Frauen gegenüber konnte er sich nicht verständlich machen.

Aggressionen und Konflikte wurden in gewaltbesetzter Sexualität gebunden und verdrängt. Sexuelle Wünsche konnte er nicht äußern und ausleben, er war einfach zu gehemmt. Erst wenn er ein junges Mädchen am Straßenrand stehen sah, brach es aus ihm heraus: „Auslöser waren die Mädchen, wenn sie da standen und mitgenommen werden wollten: nicht groß, nicht häßlich, etwa mein Alter. Da war ich wie gezwungen und vorprogrammiert, mußte immer

wieder an denen vorbeifahren. Da hatte ich diese innere Unruhe, zitterte, konnte aber nicht wegfahren. Dann hielt ich irgendwann an und nahm eine mit.“
Mindestens vier Opfer lockte der damals 20-jährige Bundeswehrsoldat in den Jahren 1981 bis 1983 im Großraum Bremen in seinen Wagen, ließ sich von ihnen oral befriedigen und tötete sie anschließend mit einem Messer. „Ich habe halt Sexualität gewollt. Warum ich das gemacht habe, darüber habe ich mir gar keine Gedanken gemacht. Aber ich habe mich deswegen auch verflucht.“ Allen Morden vorausgegangen waren „Schwierigkeiten“. Gemeint waren damit Probleme bei der Arbeit, aber auch Versagenserlebnisse, wenn es wieder mal mit einer Prostituierten nicht geklappt hatte. Um sich abzureagieren, fuhr er los und provozierte Situationen, die ihn in die Lage versetzten, Frauen sexuell auszubeuten und sich an ihnen mit brachialer Gewalt zu rächen – zwei seiner Opfer erhielten mehr als 30 Messerstiche. „Am nächsten Tag konnte ich mich daran gar nicht mehr erinnern, ich wußte nur, daß da etwas Fürchterliches passiert war. Das war wie ein Traum. Ich habe mich dann wieder umgepolt, bin aus dem Bösen rausgegangen, um mich wieder zum Guten zu bringen.“

Die Rückbesinnung auf das Erlebte, das Gewesene, den erstmalig vollbrachten Mord, führt nach erster Euphorie unweigerlich in eine Phase der Frustration. Denn was einmal überwunden oder befriedigt wurde, kehrt zurück – ein Verlangen, das nicht mehr allein in der Erinnerung gebunden und entschärft werden kann. Unbefriedigt bedrängt es den Täter abermals, sich seiner anzunehmen. Eine neue Tat zu begehen verheißt also seelische Erleichterung, aber auch die Wiederherstellung von Sicherheit und Zufriedenheit, vielleicht sogar von Glück. Mord macht potent.
Allerdings ist es unzutreffend, von schlichten Tat*wieder*holungen zu sprechen. Denn die zweite Tat ist kein einfaches Echo der ersten, keine Spiegelung, der es an Lebendigkeit und Eigenständigkeit fehlt. Allein die erste Tat wäre als Wiederholung zu werten – des bereits zuvor gedanklich vielfach ausgeführten Verbrechens. Hier besteht tatsächlich Identität.
Zwischen erster und zweiter Tat indes klafft in *jedem* Fall eine Art „ökonomischer“ Differenz. Nur der Hauptdarsteller bleibt in diesem Drama derselbe, der Rest der Besetzung wechselt. Es wird also nicht wiederholt, sondern fortgesetzt, an die Ursprungstat angeknüpft. Das neuerliche Verbrechen ist demnach eher ein *Remake*, die Neufassung einer bekannten Geschichte. Und der Reiz dieser Fortsetzung liegt nicht in ihr selbst, sondern in dem, was der Täter daraus macht, im Nutzen, der sich für ihn aus ihr ergibt.
Masche und Mantra der mehrfachen Mörder sind im Wesentlichen gekoppelt an den Taterfolg. Während einige Täter fortwährend an einer Erfolgsmethode feilen, kopieren andere

Serienmörder lediglich ihre Vorgehensweise – wenn sie sich schon beim ersten Mal als erfolgreich erwiesen hat. Allerdings gibt es auch Täter, die weder eine bestimmte Methode anwenden, noch sich darum bemühen, eine solche zu entwickeln. Dieser Typ Serienmörder gerät vielmehr in Situationen, die ihn spontan zu einer Tat animieren.

Phase 7: Serialität

Elemente, die als Struktur und Wesen für eine Fernsehserie dienen, finden sich auch beim Mord in Serie: Der Täter schreibt mit seiner nächsten Tat lediglich ein neues Kapitel derselben Geschichte, er genießt die Vertrautheit des Mordens, und er wird angetrieben von der Lust am verbrecherischen Rückfall.

Das Abgleiten in die *Serialität* ist die zwangsläufige Folge einer fortschreitenden Werteverschiebung und eines schleichenden Realitätsverlustes. Eigene Bedürfnisse werden überbewertet, Rechte anderer Menschen gering geschätzt. Vor jeder neuen Tat absolviert der Täter abermals bestimmte Phasen: *Reflexion – Identifikation – Antizipation*. Begünstigt wird jeder neue Tatentschluss durch ein fortschreitendes Maß an Tötungsgewöhnung.

Überhaupt verlieren Serienmörder in diesem Stadium jeglichen Respekt vor ihren Opfern. So war beispielsweise für den Berliner Malergehilfen Thomas R. Opfer Nummer drei, eine 58-Jährige, die er für ein paar Mark beraubte und tötete, nur noch „ein schneller Biss“. Wurden Opfer bis hierhin in einer konkreten Tatsituation entmachtet, so werden sie nunmehr generell entrechtet. So bekannte beispielsweise der Mafia-Killer Georgio B.: „90 Prozent der Opfer habe ich in die Augen gesehen, in dem Moment fühlt man nichts, das geht so schnell. Hinterher fühlt man einen kleinen Gewissensbiss, bei einigen aber auch Befriedigung. Es war das Beste, was man tun konnte, wenn man ihnen den Gnadenschuss gibt.“ Es bedarf jetzt keinerlei Rechtfertigung mehr, um weiterhin zu morden, es genügt schon ein Bedürfnis, gleich welcher Art. Und Gefühle wie Reue oder Scham verkümmern bis zur Bedeutungslosigkeit, es wird vornehmlich in Opfer- und Nichtopfer-Kategorien gedacht und gelebt. Irgendwann geht jedes Maß verloren: Die Gewalt nimmt zu, die Taten werden grausamer, die Zahl der Opfer steigt.

Allerdings bleibt das Gefühl der Befriedigung im Wesentlichen beschränkt auf die Flüchtigkeit des Augenblicks. Die Tat, egal wie oft sie unternommen wird, ist lediglich eine Momentaufnahme, ein schüchterner Sonnenstrahl, der sich nur für kurze Zeit durch die Wolkendecke verirrt. Dann schließt sich wieder der Kreis. Denn das Spannungsverhältnis zwischen dem So-sein-Müssen und dem Anders-sein-Wollen ist nicht aufzulösen, Mord bleibt ein untaugliches Mittel. Auch wenn der Täter sich durch seine Taten immer wieder über alle

und alles hinwegsetzt, kann er sich doch seiner eigenen Pathologie und Absurdität nicht entziehen. Er müsste seinen Empfindungstod überleben und den archimedischen Punkt erreichen, aus sich selbst heraustreten und entweder ein unendliches Bewusstsein entwickeln oder gar keins – Gott oder Marionette. Er aber bleibt ein Mörder.